

(Nachdruck verboten.)

58]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

„Bist Du es, Pete?“ rief Philipp.
„Ja, ich bin's. Ich sah noch Licht bei Dir und schloß daraus, Du seiest noch nicht zu Bett gegangen. Studierst wohl noch ein bißchen? Ich wollte das Haus nicht wecken, nur Dich anrufen, um es Dir zu sagen.“

„Was denn, Pete?“ fragte Philipp. Seine Stimme zitterte wie ein Segel beim Umlegen.

„O, nichts von Belang. Nur, daß meine Frau mit dem Nachtdampfer nach England hinüber ist.“

„Nach England?“

„Ja wohl, und ich glaube, es war hohe Zeit, schlaflos und aufgeregter, wie sie war. Du erinnerst Dich doch, was der Doktor gesagt hat, als wir das Kind taufte? „Schicken Sie sie von der Insel fort,“ sagte er, „und sie wird als eine ganz andre Frau zurückkommen.“ Sie wollte durchaus nicht weg; weinte und schluchzte, sie könne sich nicht von der Kleinen trennen. Da mußte ich meine Autorität ein bißchen geltend machen. Natürlich hat der Mann dazu ja das Recht, nicht wahr, Philipp? Nun will ich mich aber wieder auf den Weg machen. Eine schöne Nacht heute, nicht? Man hat auch gar keine Lust, schlafen zu gehen.“

Philipp zitterte, ihm wurde übel. Er versuchte zu sprechen, konnte aber nichts als ein paar undeutliche Laute hervorbringen. Als Pete sich entfernte, schrie eine Gule in der Schlucht. Philipp schloß das Schiebfenster, ließ das Rouleau herab, zog die Vorhänge zu, stolperte bis in die Mitte der Stube und lehnte sich gegen das Bett.

„Das ist der Anfang vom Ende,“ dachte er.

Die Doppelzüngigkeit, der Betrug, die tägliche Qual, welche Käthe hinter sich gelassen hatte, kamen jetzt auf sein Teil. Wie von einem Blitzstrahl erhellt, sah er plötzlich den Weg, der vor ihm lag. Er ging über Klippen, Abgründe und Sümpfe hin, wo sein Fuß jeden Augenblick auszugleiten drohte.

Ihm schwindelte; er griff nach der Branntweinflasche, die auf dem Tische stand, goß sich ein Wasserglas voll und leerte es auf einen Zug. Als er es that, fielen seine Augen über den Rand des Glases hinweg auf das Bild seiner Mutter. Das Gesicht, das er da über dem Kamin sah, war nicht mehr die hübsche Braut, es war das Gesicht, dessen er sich aus dem Leben erinnerte — tiefäugig, grob, aufgedunsen und verunreinigt. Sie lächelte ihn an, sie winkte ihm zu.

Es war in der That der Anfang vom Ende. Er war ja nicht nur der Sohn seines Vaters, auch der seiner Mutter. Der Vater hatte ihn bis zu diesem Tage beherrscht, jetzt war die Mutter an der Reihe. Er konnte ihr nicht widerstehen. Ihr Blut regte sich in ihm und er war ihr Kind.

Nie hatte er bisher berauschende Getränke angerührt und der Branntwein überwältigte ihn sofort. Als ihm drehend im Kopfe wurde, machte er einen Versuch, sich auszuleiden, um zu Bette zu gehen. Er riß Rock und Weste ab und warf die Hosenträger über die Schultern. Dann schwanke er und mußte sich am Bettpfosten halten. Seine Hand erstarrte und ließ den Halt los. Die Betäubung übermannte ihn. Er rutschte aus, glitt herab und rollte mit ausgestreckten Armen über den Boden. Das Feuer ging aus und die Lampe erlosch.

Dann stieg die Sonne über dem Meere empor. Es war ein herrlicher Morgen. Die Stadt wurde munter; auf den Straßen grüßten die Leute einander fröhlich und die Glocken erklangen vom Turme der großen Kirche zur Feier des ersten Gerichtstages, den der neue Deemster halten würde. Der Deemster selbst aber lag auf der Erde mit feuchter Stirne und verworrenem Haar hinter den Vorhängen des verdunkelten Zimmers.

Fünfter Teil.

I.

Es war Sonnabend, und der Marktplatz war mit den Karren und den Verkaufsständen der Landleute bedeckt. Nachdem Pete sich gestellt hatte, als ob er frühstückte, zündete er

sich die Pfeife an, ließ sich einen Korb geben und gab seine Absicht kund, die Einkäufe für den Haushalt zu machen.

„Sie kommen heute statt der Frau, Kap'tän?“

„Ich bin eine Art Strohvitwer, Madam. Was kosten heute die Eier, Frau Cowley?“

„Sechzehn, heute früh, aber ganz frische. Man sagt — Sie hätten sie verloren.“

„Geben Sie mir dann für einen Schilling. Nichts Neues bei Euch, Grete?“

„Zwei, vier, acht, sechzehn. Allem Anschein nach werden wir eine zeitige Ernte haben, Kap'tän.“

„Sind Sie es, Lisa? Was kostet Ihre Butter heute?“

„Dreizehneinhalb Pence; billiger kann ich sie nicht geben. Verlangt die Kleine sehr nach der Frau, Kap'tän?“

„Ich will ein paar Pfund nehmen. Von Verlangen kann ja die Rede nicht sein; die Kleine wird mit der Flasche aufgezogen. Schlagen Sie die Butter in ein Koblblatt ein, Lisa.“

Mit dem Korb über dem Arm und die Pfeife im Munde, ging Pete so von Stand zu Stand, schwatzend, lachend, handelnd und kaufend. Er rief in dem allgemeinen Summen und Stimmengewirr bald diesem bald jenem seinen Gruß zu, beobachtete aber dabei alles, bahnte sich den Weg durch das Gedränge und horchte überall aufmerksam hin, als würde er seinen Saken aus, um den verlorenen Anker zu finden. Und doch war ihm zu Mute, als müsse er jedem, in dessen Auge er die geringste Spur geheimer Kenntnis läse, oder dessen Mund ihm die Worte zuflüsterte: „Kapitän, ich kann Ihnen sagen, wo sie zu finden ist,“ wie ein Tiger an die Kehlen springen, damit die Wahrheit nicht über seine Lippen käme.

Tags darauf, am Sonntag, kamen die Freunde aus Sulby, ihn auszufragen und in Verlegenheit zu bringen. Er lag in Hemdärmeln auf einem Klappstuhl in der Schiffskajüte, rauchte seine lange Pfeife und that, als lebe er in Frieden mit der ganzen Welt und fühle sich vollkommen behaglich.

„Ein schöner Morgen heute, Kapitän,“ sagte John, der Küster.

„Jawohl, John, sehr schön,“ sagte Pete.

„Auch schön, um in See zu gehen,“ meinte Jonaique.

„Man könnt's gar nicht schöner haben, Mr. Jolly.“

„Ein recht günstiger Wind, wenn jemand mit dem Paketboot nach Liverpool fährt. Glaubt Ihr, daß Eure Frau Freitag nacht auch so gutes Wetter gehabt hat, Mr. Quilliam?“

„Ich garantiere dafür,“ sagte Pete.

„Aber doch immer gewagt. Würde es der Frau nicht zugetraut haben — das muß ich sagen,“ meinte Jonaique.

„Noch dazu so allein und dann drüben so früh am Morgen ans Land zu gehen,“ bemerkte John, der Küster.

„Ungemein schneidig. Nicht jede Frau würde es thun,“ erklärte Kelly, der Postbote.

„O, unsre Frauen sind nicht zimperlich heutzutage,“ niefelte der Konstabler, und dann lachten sie alle zusammen.

Pete hörte ihre Stichelreden eine Zeitlang ruhig mit an. Dann aber sagte er: „Na, was ist denn so Wunderbares dabei, daß eine Frau allein nach Liverpool reist, wenn sie dort jemand am Landungsplatz erwartet!“

Die lachenden Gesichter zogen sich rasch in die Länge.

„Hat sie denn dort jemand empfangen?“ fragte der Küster.

Pete paffte wütend, wälzte sich auf seinem Sitze, lachte und sagte:

„Ei gewiß, natürlich, der Onkel.“

Jonaique zog die Stirne trans. „Der Onkel?“ sagte er, mit der Zunge schnalzend.

„Nun ja, Onkel Joseph,“ sagte Pete.

Jonaique sah hilflos zu John, dem Küster, hinüber. John, der Küster, spitzte den Mund, als ob er pfeifen wollte, und sagte dann stoßend: „Ich habe aber doch noch nie etwas von Ihrem Onkel Joseph gehört, Kapitän.“

„Nichts?“ fragte Pete mit erstaunter Miene. „Nichts von meinem Onkel, dem Cepp, der vor vierzig Jahren die Insel verließ und in ein Antichen- und Droschkengeschäft eintrat? Nun, das ist doch sonderbar. Wo er wohnt? Lieber Himmel, wo war es doch gleich. Das hab' ich mein' Seel'

rein vergessen. Als ich damals von Kimberley heimkam, hab' ich ihn aufgesucht, und seitdem hat er mir immer geschrieben: „Schick sie nur her, in kürzester Zeit ist sie wieder ganz gesund.“ Und Ihr habt wirklich niemals von ihm gehört? Vom Onkel Sepp mit dem kahlen Kopf? Noch ein ganz hübscher, alter Mann. Und wie lebendig er ist; höchst spaßhaft und unterhaltend! Ein Gesicht hat er wie lauter Sonnenschein. O, sie wird eine schöne Zeit bei Onkel Sepp verbringen! Welche Frau könnte wohl in seiner Nähe krank sein? Der macht jeden lustig und wohlgenut, selbst wenn er die Selbstsucht hätte. Also Ihr habt nie von Onkel Sepp gehört — ja so — er wohnt auf der Schottlandsstraße am Clarence Dock unten — eben fällt mir's ein.“

Sie zogen mit verdunkelten Gesichtern ab, und Pete ging zurück in das Haus. „Sie suchen mich in die Enge zu treiben — sie wollen meine arme kleine Kitty verumehren. Ich muß ihren Namen aber rein erhalten,“ dachte er.

Die Kirchenglocken hatten zu läuten begonnen, und er sagte sich, daß er sein gewohntes Leben weiter führen müsse, mochte ihm das Herz auch noch so schwer sein.

„Sie wird diesen Morgen gewiß zur Kirche gegangen sein, Nancy,“ sagte er und zog seinen Rock an, „so will ich auch schnell in die Kapelle hinüber.“

Als er zum Mittagessen wieder heimkam und den Gartenpfad hinausschleuderte, hörte er Stimmen im Hause.

„Es ist schrecklich mit anzusehen, Madam, wie der Mann sich verhält.“ Es war Nancy; sie deckte den Tisch und rasselte dabei mit Messern und Gabeln. „Er thut so, als äße er, und pickt nur an allem herum wie ein Rotkehlchen; er giebt vor, zu schlafen, ohne ein Auge zu schließen, er lacht und spaßt und zwinkert mit den Augen, macht aber dabei ein Gesicht wie ein Gespenst, dem alle Haare zu Berge stehen. Fortwährend läuft er vom Plusse zum Quai und hört dabei nicht auf mit dem unfröhlichen Geschwätz — das ist widerwärtig, Madam, das ist geradezu haarsträubend.“

„Bisch, bisch, bisch, bisch!“ Das war Grannies leise und zitterige Stimme. Sie wiegte das Kind.

„Man darf gar kein Wort mehr sagen, ohne daß er gleich flucht und schilt, und daran bin ich nicht gewöhnt. Braucht er mir etwa zu befehlen, meine liebe Kitty zu respektieren? Aber: Wui! muß ich doch über sie rufen, wenn ich auf den kleinen Schatz da sehe, der so süß und so hilflos ist. Es ist krankhaft sagen Sie? Meiner Treu, Madam, und wenn ich noch länger hier bleibe und zusehen muß, wie er's treibt, so werde ich selber verrückt.“

„Laß ihn nur, Nancy. Zu seinem armen Kopf ist alles so zerhackt und durcheinander gerührt wie in einer Blutwurst — wer will noch sagen, was drinnen ist? Aber gut ist er doch trotz alledem, und die Welt ist kalt und grausam. Laß ihn nur, Mädchen, laß den armen Jungen nur gehen.“

Das Kind erwachte und schrie, und während die beiden Frauen es zu beschwichtigen suchten, laut sangen und ihm zuredeten, schlich sich Pete nach der Gartenthüre zurück, warf sie laut zu, stapfte geräuschvoll den Kiesweg herauf und kam mit Geschrei und Lachen ins Haus gepollert.

„Wahrhaftig — da ist ja Grannie, bei Gott! Wer hätte wohl daran gedacht, jetzt Grannie zu sehen? Und wie geht es der lieben Alten? So, da hat sie ja schon die Kleine. Ei Du Schelm, Du! Bist auf Großmutter's Schoße, he? Und was macht Cäsar? Und wie geht's Frau Sorry? Da sieh einmal das — was thut unser Schatz? Deffnet er nur das eine Auge, um sich zu vergewissern, ob in der Welt auch alles in Ordnung ist. Was für ein kluges Kind! Ruuh—uh—uh! Flink mit dem Mittagessen, Nancy, die Kirche macht unsereinen fabelhaft hungrig. Ruuh—uh! Wem sieht sie denn ähnlich, Grannie?“

„Wenn ich sie so auf den Knien habe, glaube ich meine eigne kleine Kitty wiederzusehen,“ sagte Grannie traurig; dann beugte sie sich zu ihr nieder und küßte sie.

„Also ihrem Mutterle gleich sie, ja?“ sagte Pete, indem er die Kleine anblies und ihr winziges Kinn mit seinem dicken Zeigefinger kitzelte. „Mutterle ist zu dem alten Onkel gegangen — nicht wahr, mein Lämmchen?“

Grannie begann das Kind hin und her zu schaukeln und dabei mit zitternder Stimme ein Lied zu singen. Pete zog sich den Rock aus, lief in Hemdärmeln im Zimmer auf und ab, während Nancy das Essen aufräumte, und erging sich in lauten Ausrufungen darüber, wie gut es Käthe an dem Ort haben würde, wohin er sie geschickt hätte.

„Ein prachtvolles Haus hat der alte Mann — Sie würden's nicht glauben. So groß wie ein Deemsterpalast.

Wahrhaftig, es kann sich sehen lassen. Zu essen und zu trinken giebt's im Ueberfluß und am Thor steht ein Bursche in braunem Rock mit weißen Knöpfen — mein' Seel', wie — nun, wie ein Rübenfeld im Winter. Dann der Mann selbst — du meine Güte — wie glücklich der Mann ist — man nennt ihn nur den glücklichen Sepp. Ich möcht' keinen Eid drauf leisten, daß er Käthe nicht ins Theater führt. Nun, und warum denn auch nicht, wenn jemand mal ein bißchen 'runter ist? Man versucht alles, ihn aufzuheitern, was ist da Uebles dabei? Das ist der Grund, Grannie, weshalb wir vorher nichts von Käthes Abreise sagen konnten. Cäsar hätte Einwendungen gemacht. Er ist's wirklich im Stande. Ha-haha!“

Als Pete lachte, sah Grannie zu ihm auf und alle Röthe wich aus seinen Wangen.

„Um, hu,“ sagte er, sich räuspemd, „ich muß durchaus erst eine Pfeife rauchen.“ Er ging am Mittagstisch vorbei, wo jetzt das Essen dampfte, und schlich sich zum Hause hinaus.

Petes nächster Besucher war Cäsar. Er sagte nichts von Käthe, und Pete erwähnte ihm gegenüber auch den Onkel Joseph nicht. Die Unterredung war kurz und voll Ingrimm. Daß Hof Christian von seinem Vater zu ihm wegen eines Anlehens gefendet worden war, erwies sich als eine Lüge; doch war es richtig, daß Peter Christian sich in großer Geldverlegenheit befand. Er wollte sechshundert Pfund aufnehmen gegen Schuldverschreibung auf Ballarwhaine. Hatte Pete so viel zu verleihen? Persönlich brauchte er nicht mit ihm darüber zu verhandeln. Cäsar wollte den Zwischenhändler machen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Dämmerungswunder.

Die herrlichen Dämmerungserscheinungen der jüngsten Zeit haben das allgemeine Interesse wieder in erhöhtem Maße auf die optische Meteorologie gelenkt. Es liegt daher nahe, einmal etwas näher auf dies Gebiet der Wissenschaft einzugehen, das den Menschen von jeher zur Quelle der Naturbetrachtung wurde.

Schon die alten Griechen symbolisierten das Frührot als Göttin Eos (die Römer als Aurora), die das Tageslicht aus der Morgensgondel heraufführt; sie dachten sie sich als Schwester des Helios, des Sonnengottes, und der Selene, der Mondgöttin, und hielten sie für die stete Begleiterin ihres Bruders, dem sie mit Rosenfingern die goldene Pforte öffnet und Rosen auf den Pfad streut.

Die poetische Naturbetrachtung der Hellenen ging mit ihnen zu Grabe, und wenn sich am Himmel nicht etwas ganz Außerordentliches ereignete, wenn sich am Himmel nicht etwas ganz Außerordentliches Sonne, Mond und Sternen geschahen, hielt man es nicht der Mühe wert, der Sache Erwähnung zu thun. Indes zuweilen beweigten sich wirklich die Kräfte des Himmels und der Erde und es geschahen Zeichen und Wunder. So wurde, nach Professor Niehlings trefflicher Schrift über Dämmerungserscheinungen, im Jahre 1117 am 4. Januar Oberitalien von einem Erdbeben heimgesucht, dem sich wohl auch Vulkanausbrüche beigelegt haben mögen, und bald danach erstrahlte der Himmel nach Sonnenuntergang lange in feuriger Glut (igneo colore). Auch die Schöppendchronik von Magdeburg citirt: „In dem julven 1117 jare in dem morgen sach men eins avends vurige Wolken, de duchten alle steden lke na wejen in dessen landen.“ Auffallende Sonnenfärbungen und Dämmerungen kamen ferner im Frühjahr 1554 vor; Fingel erwähnt ihrer z. B. mit folgenden Worten: „Im jar 1554 ist die Sonne den 26. Martii mit einer schrecklichen röte untergegangen, des anderen tages ist sie noch schrecklicher aufgegangen, erslich grüne, darnach schwarz, leztlich rot.“ Ein Erdbeben zu Wien am 13. Dezember 1560 war nach von Hoff ebenfalls von einer außergerwöhnlichen Himmelsröte begleitet, die nach Staß am 29. Dezember auch in Holstein beobachtet wurde. Eine gleiche Erscheinung meldet Spangenberg noch aus dem Juli 1569, und weiter teilt er mit: „Den 27. Octobris ist der Mond gar grüne und flünfte zu Abend ershienen.“ Aus dem Jahre 1595 berichtet die „Mansfeldische Chronika“: „Der Mond ist etliche Mal ganz blutfarben am Himmel gestanden; am 18. Februarit gegen Abend sind die Volken gar blutig ershienen.“ Große Bestürzung brachte der 4. Januar 1681 über die dänischen Inseln, denn ein beispielloser Orkan wütete am Abend und verheerte im Verein mit dem Meere die Küsten. „Bei dieser Gelegenheit,“ schreibt der Bischof Winkelrod, „erschien das Himmelsgewölbe rot wie ein Feuermeer, und das Volk glaubte fest, daß der Weltuntergang gekommen sei. Es war gräßlich, den Himmel anzublicken, der wie in Brand stehend erschien. Keiner der Hansgenossen wagte, sich an diesem Abend zu Bett zu legen, wir alle blieben auf aus Furcht, daß das Haus über uns zusammenstürzen könne. Mein Vater (Professor in Odense)

sagte, daß es ihm vorkomme, als wenn auf der Insel Kähnen ein Erdbeben stattfinden müsse." Das Erdbeben am 27. Februar 1703 in Italien war nach von Hoff von roter Färbung der Wolken und des Mondes begleitet, und den furchtbaren Erschütterungen am 26. April 1721, bei denen in der persischen Stadt Tabriz 8000 Menschen getödet wurden, folgte ein sehr rotes Aussehen der Sonne in düstiger Atmosphäre, ja in Ulu sah man am 1. Juni desselben Jahres die Sonne "in einer dergestaltigen Düsternheit", daß sie aussah "als ein glühender kupferner Teller". Starke Morgen- und Abendröten zeichneten überhaupt diesen Juni aus. Von November 1723 bis Mai 1724 war der Aetna in Eruption, worauf im Januar 1724 in Schlessien und Bayern farbenprächtige Dämmerungen und grünes Aussehen des Mondes eintraten, ebenso im Jahre 1768, wo außer dem Aetna noch der Hella auf Island thätig war, auch in diesem Jahre erschien die Sonne vom 18. bis 24. Juli blutrot.

Daß vulkanischen Katastrophen meist wunderbare Dämmerungs-Phänomene folgen, lehrt das entsetzliche Erdbeben von Calabrien und Sicilien im Februar (besonders am 5.) 1783 sowie der Ausbruch des Slopatrijokull auf Island am 1. Juli 1783: in fast ganz Europa beobachtete man eine Trübung der Atmosphäre und vielfarbige Erscheinungen in der Dämmerung und an Sonne und Mond; das lehrt ferner das Erdbeben von Aleppo am 18. August 1822, denn zu dieser Zeit war der Himmel wie entzündet; das zeigen endlich die Erdbeben von Niederrhein am 3. Dezember 1828 und von Debreczin am 1. Juli 1829 mit ihren Folge-Erscheinungen flammender Nöte.

Geradezu charakteristisch für den Zusammenhang von Vulkan-Katastrophen und Dämmerungsercheinungen ist das Jahr 1831. Nach mehrfachen Erdstößen, die am 28. Juni begannen, entstand am 2. Juli 1831 südlich von Sicilien bei Pantellaria ein überaus heftiger unterirdischer Vulkanausbruch, der die später "Ferdinandea" genannte Insel bildete, die aber sehr bald wieder verschwand, und vermutlich waren in dieser Zeit noch andre Vulkane in Thätigkeit. Vom Juli ab bis in den September wurden jodann in ganz Europa, in Rußland, Sibirien und Amerika großartige Dämmerungen, mannigfaltige Färbungen von Sonne und Mond, überhaupt ungewein zahlreiche atmosphärische Störungen bemerkt. Den Erdbeben von Kasaba auf Tasmanien am 21. September 1832 folgte glänzende Nöte des Abendhimmels, dem Erdbeben von Nishne-Fagilt am Ural am 1. September 1841 rötliche und orangegelbe Färbungen des Morgen- und Abendhimmels.

Unzweifelhaft auf die Anfüllung der Atmosphäre mit vulkanischen Stoffen sind nicht minder die schönen Phänomene zurückzuführen, die George Jones im Jahre 1858 aus Nuito vom 13. Dezember berichtet: "Ich sehe augenblicklich hier wie in einem heimatischen Schneefeld, nur mit dem Unterschied, daß der Himmel Asche anstatt Schnee auf uns schüttet. Gestern Morgen bemerkten wir, daß im Süden der Himmel ein ungewöhnliches Aussehen hatte, indem ein purpurfarbiger Schein sich etwa 90 Grad längs des Horizontes und bis zu 45 Grad Höhe erstreckte, am Rand mit weißen Fleden vermischt." Der Ascheregen rührte nämlich von dem nahen Vulkan Cotopaxi her, der in voller Eruption stand. Ein ähnlicher Vorgang ereignete sich nach dem Ausbruch des Cotopaxi am 3. Juli 1880. Bei diesem warf der weicheimliche Fenerberg eine 40 000 Fuß hohe Rauchsäule empor, die sich schnell weit hin ausbreitete. "Wir sahen", so schreibt Whymper darauf an Pocher, "eine grüne Sonne und zwar von einem so eigentümlichen Grün, wie wir es weder vorher noch nachher am Himmel gesehen haben. Wir sahen Stellen von grünspanähnlichem Grün, welche ihre Farbe rasch in blutrot oder ziegelrot veränderten, um dann die Farbe von schmutzigem Kupfer oder Messing anzunehmen. Hätten wir nicht gewußt, daß diese Erscheinung durch die vulkanische Asche hervorgerufen war, wir würden statt mit Bewunderung mit Schrecken erfüllt worden sein. Worte sind kaum im stande, eine schwache Vorstellung von dem sonderbaren Erscheinern so fremdartiger Farben am Himmel zu geben, die von Minute zu Minute rasch wechselten; es giebt nichts, was man mit diesem Phänomen vergleichen könnte, das die feinsten Wirkungen der prachtvollsten Abendröte übertraf."

Es bedarf nach dem Gesagten keines Beweises mehr, daß vulkanische Eruptionen abnorme atmosphärische Verhältnisse, insonderheit intensive Färbungen der Gestirne und des Luftreichs hervorrufen, und wenn in den Nachrichten aus früheren Jahrhunderten zumeist Erdbeben als Ursache der merkwürdigen Phänomene angegeben werden, so darf man dabei nicht vergessen, wie mangelhafte Verbindungen damals herrschten und daß Erdbeben gerade für das gleichzeitige Vorkommen vulkanischer Ausbrüche zeugen. Bevor wir indes auf die gegenwärtige Störungsperiode zu sprechen kommen, seien noch dem für die meteorologische Wissenschaft so bedeutsam gewordenen Zeitraum von 1883 bis 1886 einige Worte gewidmet; denn gerade dieser bot an Wundern der Dämmerung Außerordentliches.

Am 20. Mai 1883 gelangten die hochgespannten Gase des Erdinneren im Schlot des Peruwatari im Sunda-Archipel zum ersten Hauptdurchbruch; sie wurden 10400 Meter in die Höhe geschleudert und überdeckten bald das ganze Himmelsgewölbe. Aschenregen fiel weit und breit, und die Sonne nahm, von den Staubmassen überdeckt, in jener Gegend eine azurblaue Farbe an. Am 27. August 1883 erreichten die Eruptionen der Sundastraßen-Vulkane, vor allem des Mt. Krakatau (Krakatau), Peruwatar und Danan, ihren Höhepunkt, und von dieser Zeit an beobachtete man weit und breit die sonder-

barsten Nuancen des Himmels: tiefblau, rosenrot, gelb, grün, purpur usw., sowie merkwürdige Färbungen der Sonne und des Mondes. Auch ein braunroter Ring wurde oft um die Sonne sichtbar, den man nach seinem Entdecker den "Wispelchen Ring" genannt hat. Schließlich bemerkte man häufig köstliche rote Dämmerungsfächer, sowie später weißglänzende Nachtwolken im Dämmerlichte, deren Höhe der verstorbene Astronom Jesso zu 85 Kilometer berechnete. Die Erscheinungen waren überhaupt auf der ganzen Erdoberfläche so verbreitet, daß Professor Kiepling, zumeist aus Schiffsjournalen, bis zum 14. Oktober 1886 insgesamt 889 Beobachtungen registrieren konnte. Dem Letztgenannten gelang es übrigens auch, durch Experimente mit möglichst gleichgroßen Staubteilchen, wozu sich die Sporen von Boletus cervini von 0,026 bis 0,031 Millimeter am besten eigneten, sowie durch Schwefel-Verbrennungsprodukte ähnliche glänzende Farbenbilder im kleinen zu erzeugen.

In einem Artikel, der dieser Tage die Kunde durch viele Blätter gemacht hat, hat in Bezug auf die gegenwärtigen abnormen Dämmerungsercheinungen Professor v. Bezold geäußert, "daß es keineswegs richtig wäre, wenn man die in den letzten Tagen beobachteten Dämmerungen als ganz ungewöhnlich bezeichnen und als sichere Folge des Ausbruchs auf Martinique ansehen wollte", er giebt jedoch unmittelbar hinterher diesen Zusammenhang zu und gesteht damit zugleich wieder gerade das Ungeöhnliche der jetzigen Dämmerungen. Sollte man nämlich das Gegenteil behaupten, so würde man all die zahlreichen Beobachtungen des intensiven Phänomens, das seit 1885 niemals mehr in annähernd gleicher Pracht gesehen worden ist, Lügen strafen. Jedenfalls ist man sich in Fachkreisen ebenso wenig über das Ungeöhnliche der Dämmerungen vornehmlich des letzten Juni-Drittels im Unklaren wie im Publikum, aus dem eine große Menge von Berichten geliefert worden sind, und wer es nicht verläßt hat, in der Nazimalzeit vom 18. bis 28. Juni täglich die Morgen- und Abenddämmerung zu verfolgen, wird derselben Ansicht sein. Wir haben auch heute keinen Anlaß mehr, an der Ursache der Phänomene, wie sie besonders auffallend vom 18. bis 28. Juni in ganz Mitteleuropa gesehen wurden, zu zweifeln, denn nunmehr liegen bereits Mitteilungen darüber aus weiterer Ferne vor. So wurden intensive rote Dämmerungen seit dem ersten Drittel des Juni in Havana beobachtet und zugleich festgestellt, daß sie früheren vulkanischen Dämmerungen genau gleichen; ferner traten dazugehörige Erscheinungen gegen Ende Juni in Ostindien (Bombay) ein. Dänemark und Schweden meldeten solche aus dem zweiten Juni-Drittel. In Deutschland stellte sich die rote und gelbe Färbung der Dämmerungen bekanntlich Mitte Juni ein, man ersieht hieraus also, wie sich der Vulkanstaub und die eruptiven Gase allmählich von West nach Ost ausgebreitet haben, und da die Antillen-Vulkane am 8. Mai jenen überaus heftigen Ausbruch hatten, wird man ihre Auswurfstoffe wolens volens als Urheber der wunderbaren Dämmerungen der zweiten Juni-Hälfte zu betrachten haben.

Aus dem bisherigen Verlauf der atmosphärischen Störung ergeben sich folgende Schlüsse: Das erste Erscheinen des Pelée-Lichtes in Deutschland fällt auf den 16. Juni; vom 18. bis 28. Juni (in Süddeutschland bis 29. Juni) erreichten die abnormen Dämmerungen ihr Maximum, seitdem war die Erscheinung wieder in Abnahme begriffen, so daß im ersten Juli-Drittel ein Minimum zu verzeichnen ist, vom 10. Juli an tritt es aber wieder stärker auf. Da die vulkanischen Dämmerungsercheinungen, wie es sich 1883 bis 1886 sehr stark ausprägte, einen periodischen Verlauf nehmen, dürfte für das letzte Juli-Drittel wieder ein neues, wenn auch schwächeres Maximum eintreten. Die Farbe des Pelée-Lichtes wechselte vom hellen Gelb bis zum tiefen Purpur, hielt sich jedoch zumeist in den Grenzen von Chromgelb bis Orange. Fächerbildungen traten auf, in gelb bis orange am 19., 24. und 25. Juni, in rot am 18. und 26. Juni, der Fächer des 25. Juni besaß 12 Hauptstrahlen, war an der Basis (am Horizont) etwa 90 Grad breit und im Centrum ca. 26 Grad hoch. Leuchtende Nachtwolken wurden vom 2. zum 3. Juli während der ganzen Nacht beobachtet; sie beschränkten sich jedoch auf das helle Dämmerungs-Segment im Norden und traten um Mitternacht am schönsten hervor. Der Himmel war während dieser Nacht sternklar. — U. v. Wernersdorf.

Kleines Feuilleton.

— Scharren und Buden. Die Berliner Volks-Zeitung* schreibt: Das Verschwinden der alten Verkaufsbuden "Unter den Linden" ruft die Zeit der Scharren und Buden des alten Berlin in die Erinnerung zurück. Außer den Buden und Schragen, die der Weihnachtsmarkt, die Wochen- und Jahrmärkte auf Plätzen und Straßen erscheinen und wieder verschwinden ließen, gab es noch andre dauernde derartige Verkaufsstellen in nicht geringer Anzahl. Es waren dies hauptsächlich die aus einer Zeit, wo die Behörde noch die Fürsorge für die Beschaffung der Lebensmittel über zu müssen glaubte, herkommenden Fleisch- und Brotscharren. Einige waren auf Kosten der ersten Besitzer errichtet; den größten Teil aber hatte der Magistrat selbst erbaut und den Schlächtern und Bäckern gegen Erlegung eines Zinses erb- und eigentümlich überlassen. Während die Scharren anfangs willkürlich über die Stadt verteilt

waren, erfolgte zu Beginn des 18. Jahrhunderts deren Errichtung in zusammenhängenden Baulichkeiten, damit die Bäder und Schlächter, die nur in diesen Buden Brot und Fleisch feilhalten durften, besser kontrolliert werden konnten, damit sie nicht andre als taugliche Ware und nach der festgestellten Tage und nach richtigem Gewicht verkauften. Solche Fleisch- und Brotschärrn befanden sich damals am Perlinschen und Köllnischen Ratbaufe, im alten Münzgebäude am Werderschen Markt, beim Dorotheensstädtischen Ratbaufe (auf der Stelle des heutigen Hauses Nr. 150 in der Friedrichstraße, an der Ecke der Dorotheenstrasse), in der Poststraße, auf dem Neuen Markt, Molken-, Spittel- und Gendarmenmarkt, an der Petri- und Jerusalem Kirche, im Vulkanwinkel an der Taubenstraße, an der Jungfernbrücke, Alexanderplatz, Weiden- damm, in der Friedrichstraße, zwischen der Behrenstraße und den Linden, an den Kreuzungen der Leipziger- und Wilhelmstraße, der Mauer- und Friedrichstraße und an der Junker- und Markgrafen- straße. Die größte Anhäufung von Schärrn war am Neuen Markt, dort standen allein 53, auf dem Gendarmenmarkt 33, auf dem Spittelmarkt und an der Petrikirche je 33; insgesamt waren es über 300 Buden, die etwa rund 1400 Thaler Zins jährlich brachten. Aber schon zu Ende des 18. Jahrhunderts fing man an, die Existenz dieser vielen auch als Verkaufsstätten für andre Gegenstände dienenden Buden für den Verkehr in den Straßen recht lästig zu finden und insolge einer die Beseitigung der Schärrn herbeiführenden revidierten Budenverordnung aus dem Jahre 1801 fand nach und nach eine erhebliche Verminderung statt, so daß im Jahre 1829 nur noch 58 Schärrn und 43 Buden mit einer Zinseinnahme von zusammen 455 Thalern vorhanden waren. Sie wurden mit den Jahren mit nicht unerheblichen Aufwendungen aus der Stadtkasse bis zum Jahre 1876 fast sämtlich beseitigt. Die letzten noch übrig gebliebenen drei Schärrn auf dem Werderschen Markt, von denen zwei bereits 1872 von der Stadt für 30 333 M. angekauft worden waren, der dritte im Jahre 1884 als Zubehör des Grundstücks Werderstraße 7 in den Besitz der Stadt übergegangen war, sind im Jahre 1886 verschwunden. —

— „Die liebe Schuljugend.“ Im „Lahnsteiner Tageblatt“ wurde vor einigen Tagen mitgeteilt, daß auf der elektrischen Straßenbahn Niederlahnstein—Koblenz für die „Liebe Schuljugend“ Fahrkarten zu besonders billigem Preis ausgegeben werden. Das hat dem genannten Blatt folgende Zuschrift eingetragen:

Redaktion des „Lahnsteiner Tageblatt“.

Was Ihren Artikel über die Ermäßigung des Fahrpreises für die liebe Schuljugend anbetrifft, so weisen wir Sie bezw. den betreffenden Verfasser darauf hin, daß doch unter dieser lieben Schuljugend die Gymnasiasten von Nieder- bezw. Oberlahnstein zu verstehen sind, welche in Koblenz das kgl. Gymnasium oder das Realgymnasium besuchen. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß man wohl gewöhnlich unter „liebe Schuljugend“ die Schüler der unteren Klasse einer Volksschule versteht. Wir müssen uns aufs entschiedenste dagegen wehren, mit dieser Bezeichnung genannt zu werden. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß sich unter Ihrer „lieben Schuljugend“ Primaner von 18 bis 20 Jahren befinden, die wohl einen etwas achtungsvolleren Titel verdienen als „liebe Schuljugend“. Wir weisen diesen so herablassend klingenden Namen zurück und verbitten uns ein für allemal eine solche Bezeichnung!

(Folgen vier Unterschriften.)

Fehlt mir noch, daß die lieben Jüngens den betreffenden Redakteur auf — Bratwürst! fordern. —

Musik.

Vielleicht bekommen wir noch einmal eine eigne Kunstgattung: Die „große Operette“. Etwas aus dem Gebiet der Operette, wie es auf dem der Oper die französische „Grosche“ war! Messagers, einstweilen als „Bauderville-Operette“ bezeichnetes Stück „Die Braut-Lotterie“, das vorgestern (Mittwoch) im „Theater des Westens“ vor das Berliner Publikum kam, kam ein Vorläufer dazu werden. Nicht die Gattung der „Ausstattungs-Operette“ soll damit gemeint sein. Das ist zu wenig Schein des Künstlerischen im ganzen und zu wenig Wahrheit des Künstlerischen im einzelnen. Auch gerade die „Brautlotterie“ ist kein Flitterglanz und Szenepomp. Sondern wie einst den historischen Kunstmitteln der Arien und Ensembles und Ballette und Instrumententricks dienstbar gemacht wurden, so mag jetzt den höheren Wödfünstzerten die Dienstbarkeit einer guten Musik, charakteristischer Ballette, zarter Instrumentaleffekte und dautbarer Einlagen zu teil werden. Eine angebliche Welt im kleinen, von der jeder aus dem Publikum etwas hat, der Frühsummer wie der Spätsummer, der Musikfreund wie der Ballet- und Busenfreund, der Applaudierer des Orchesters, wie der Applaudierer des Couplets.

Auch das meinen wir nicht, was wir mehrmals schon als die „dramatische Operette“ bezeichnet haben. Am wenigsten erinnert uns die „Brautlotterie“ daran. Sie steht musikalisch über den „Silbernen Pantoffeln“ und hat doch nichts von deren Bemühungen, die Musik ins Dramatische hineinzuarbeiten. Sie ist ganz und gar Nummerwerk, eine Verwicklungsposse mit so und so viel Gesangs- stücken. Inhalt gerade ebenso viel der Rede wert wie bei andren

Operetten. Allein die Gesangsstücke sind hier eine so feine Musik, wie sie nur einer besseren Sache würdig wäre. Es ist nicht Spott, wenn wir bekennen, manchmal an Bizet erinnert zu sein. Nur die aus- drucksvolle Rhythmit dieses Meisters bleibt jenem Komponisten für gewöhnlich fremd. Zwei Duette, ein „Volero“ und ein parodistischer Chor sind einigermassen Ausnahme; sonst aber laufen selbst in so vornehm melodischen Stücken wie dem ersten Duett die Töne in der alten Weise hintereinander her.

André Messager, längst durch seine „kleinen Michus“ bekannt, gehört wie der Franzose Audran und der Engländer Sullivan zu den Operettungsengeln der Kirche. Das heißt diese Herren machten anfangs und auch später noch Kirchenmusik. Die vielleicht schönste Nummer in der vorliegenden Operette, der Duettgesang zum Saint Belago ist ein so „strenger“ Musikpaß, daß man ihn vor Freude umarmen möchte. Natürlich ist der „Volero“ Nr. 12 so anmutig, daß die Längeweite der darauffolgenden „Romanze“ um so ernüchternder wirkt, und der Eingang zum dritten Akt sowie noch dies oder jenes in ihm so grazios, daß eine unvermutete Einlage — ich glaube von Hermann Junge — um so unangenehm wirkte. Die einzige Einzelheit, die an Schmächtlichkeit erinnerte. Sonst hat das Werk nichts von rechtschheimischer Sentimentalität und nichts von überfischer Tänzelei.

Sang und Spiel, wie wir's am Theater des Westens gewöhnt sind! Die Ausspracheaccente sind vom Central-Theater reich. Ausgenommen Lina Doninger, die hier fast zu einer Ernst- dramatischen hinaufgewachsen ist. Auch G. Straluch nicht zu vergessen, die Balletmeisterin, deren Tanzanordnungen vielleicht eben- falls einmal ernstdramatisch werden könnten. Vornehme, geschmeidige Komik sucht man am dortigen Theater allerdings vergebens. Starrer Akt — das ist wie ein Gesang ohne Betonung.

Viel besser macht man's in der Morwiz's-Oper nicht. Doch wo diese mit den richtigen Singsangoperen kommt, dort läßt sie interessante Beobachtungen machen über Verschiedenheiten einer bemerkenswerten Gesangskunst. Neulich gab's in dem Hoffnischen „Tell“ einen Gast vom Prinzregenten-Theater in München, Hans Melms. Seine Eigenart liegt in einem weichen warmen Ton ohne viel Mark. Daneben singt jetzt dort ein neuer Tenor, Adam Würthle. Technisch vorgeschritten und auch kraftvoll, aber steif und kalt stehen seine Töne nebeneinander — ungefähr so, wie Burnester Violine spielt. Die Töne des andren Tenors, Bruno Hildebrandt, sind dagegen wieder wohliger, aber dünner. Die Altistin Martha Scherejewsky gab in einer ihr wohl zu hoch liegenden Rolle trotzdem eine gute Leistung. Auch Gertrud Caroni leistete wenigstens so viel, wie für den Salon der Diba Stella zureichen würde. Unser alter Liebling Theo Raven spielte und sang in einer kleinen Affektrolle wieder vorzüglich.

Wollten wir so viele Wanderungen antreten, wie Verlockungen da sind, so würden wir weit herumkommen. In den zwei Theateräumen bei Kroll sind die Operettungsstempel der Weltlichkeit Tag für Tag am Werk, hie den Offenbach und hie das Repertoire des Central- Theaters weiterzutrollen. Und wanderten wir noch weiter, so würden wir bis nach Liegnitz zum Grab unseres Wilse kommen. Wir haben vor einiger Zeit seiner Bedeutung gedacht. Es ist einem jetzt, als müßte man da elegisch werden — d. h. bei dem Gedanken daran, ob die Entwicklung des Berliner Konzertlebens aus dem Wilse-Reim heraus ein Segen oder ein Fluch geworden ist. — sz.

Notizen.

c. Eine „Gesellschaft der französischen Dichter“ hat sich soeben in Paris unter dem Vorsitz von Auguste Dorchain gebildet. Ihr Ziel ist, die Rechte und Interessen der Mitglieder zur Geltung zu bringen, die Veröffentlichung von Werken junger Dichter zu erleichtern und in Not befindlichen Mitgliedern Unterstützungen zu gewähren, eine Studienbibliothek und ein Jahrbuch der französischen Dichtung zu begründen. Alle politischen und religiösen Fragen sollen von den Verhandlungen der Gesellschaft ausgeschlossen sein. —

— Das Theater des Westens hat „Mam'zelle quat sous“ (Die Sparmamsell), Musik von Planquette, erworben. Die Operette wird demnächst zur Aufführung kommen. —

— Philipp Wolframs Weihnachtsmysterium wird am 21. und 23. Dezember in Zürich und am 18. Dezember in Wien (durch die „Gesellschaft der Musikfreunde“) zur Aufführung gelangen. —

— Die im Entstehen begriffene moderne Galerie in Wien hat von einem Großindustriellen 26 wertvolle Gemälde bedeutender Meister, im Werte von 160 000 Kronen, als Geschenk erhalten. —

— Bei dem Preisanschreiben für den Neubau des Kasseler Rathhauses liefen 118 Bewerbungen ein. Den ersten Preis erhielt Karl Koch in Darmstadt; zweite Preise wurden Berger in Berlin und Wilde in Charlottenburg zu- gesprochen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. Juli.